

Wolfgang Wiesmann

Blutdiamanten

agenda

Wolfgang Wiesmann

Blutdiamanten



agenda Verlag
Münster
2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Namen und Umstände im Roman sind rein fiktiv und Übereinstimmungen mit lebenden oder toten Personen daher nicht beabsichtigt und rein zufällig.

© 2020 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda.de, www.agenda.de

Umschlagfoto: darknightsky / photocase.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-689-7

Amsterdam, Frühjahr 1945

„Schmidt, Sie nehmen Schuster und Keller mit. Das ist Ihre letzte Patrouille. Spätestens in einer Stunde sind Sie wieder im Quartier. Wir treten den Rückzug an. Marsch, beeilen Sie sich!“

Leutnant Hessel von der Gestapo kramte seine Akten zusammen, verbrannte einige Dokumente im offenen Kamin des alten Giebelhauses und ließ seinen Wagen vorfahren. Oberfeldwebel Schmidt war seit einiger Zeit aufgefallen, dass unverhältnismäßig viele Säcke mit Abfällen vor einem Hausboot am Gooiseweg lagen, obwohl dort offiziell nur ein holländisches Ehepaar wohnte. Schmidt hegte den Verdacht, dass mehr Leute an Bord waren. Am Tag zuvor hatte er beobachtet, dass eine Frau mit einem Fahrrad eine volle Tasche an die Bewohnerin des Bootes übergeben hatte, die sie ein paar Minuten später leer zurückbekam. Schmidt war neu in Hessels Truppe und wollte sich hervortun, besonders heute am letzten Tag vor dem Abzug. Im Prinzip wollte er recht behalten, sich nicht getäuscht zu haben. Er machte sich mit Schuster und Keller auf den Weg zum Gooiseweg.

De last Isle

Das Hausboot mit dem Namen *De last Isle* lag eingereiht neben anderen, auf denen noch keine Spur von Leben zu sehen war. Alles graute im Dunst dieses tristen Morgens als stünde die Zeit still. Mieke saß auf dem Boden der Steuerkabine und drehte an den Knöpfen eines Radios. Es war viel kleiner als die deutschen Volksempfänger und eigentlich traute sie dem Ding keinen Laut zu. Von unten aus dem Bauch des Kahns rief ihr Naard zu, sie solle das Gerät höher halten, aus dem stählernen Käfig des Schiffes heraus. Mieke hob das Radio hoch. Kein Ton war zu hören. Sie schmetterte Naard ein frustriertes ‚Geht nicht‘ zu und versuchte es erneut auf ihre Art.

„Du musst dich hinstellen und die Antenne drehen“, rief Naard genervt.

Mieke hatte schon seit zwei Stunden mit dem neuen Radio, das sie auf dem Schwarzmarkt ergattert hatte, rumhantiert. Sie war nicht mehr die Jüngste und kam nur schwerlich aus ihrer Sitzhaltung vom Boden hoch.

Sechs stand auf der großen Uhr, die ins Armaturenbrett der Steuerkabine eingebaut war. Es hatte angefangen zu nieseln. Mieke liebte die morgendliche Ruhe, bevor die Sonne ihr Licht auch denen gab, die es ihrer Meinung nach nicht verdient hatten. Damit meinte sie die deutschen Besatzer und dachte gleichzeitig an das schwarze Leben, das Katharina und ihre beiden Kinder Sara und Kamal im Bauch des Schiffes führten. Es war die Hölle, und dennoch hatte sie nie eine Klage von ihnen gehört. Wie sehr wünschte sie sich für ihre drei heimlichen Bewohner, dass sie endlich ihr finsternes Loch gegen einen Platz in sonniger Freiheit eintauschen konnten. Sie blickte mit zusammengekniffenen Augen durch die tropfenbehangenen Scheiben, um zu sehen, welche Botschaften ihr der Himmel schickte. Würden die Wolken aufbrechen? Wie gut es den Kindern täte, die Sonne nur für ein paar Minuten auf ihre bleichen Gesichter scheinen zu lassen. Gerüchte gingen um, die Deutschen würden bald abziehen. Ja, sie würde es heute wagen, die Ladeluken ein bisschen aufzuschieben, nur einen Schlitz weit.

Das Transistorradio krächzte plötzlich, mal lauter, mal leiser. Mieke nahm es in die Hand und hielt es hoch. Hin und wieder hörte sie im Hintergrund eine Stimme. Die Töne wurden deutlicher, als sie das Radio drehte: „alliierte Truppen ... von Belgien ... Rozenheim ... Deutsche ... im Rückzug.“

„Naard komm schnell! Hör doch!“, rief sie aufgeregt.

Mieke hielt das Radio an Naards Ohr. Der wich vom lauten Getöse zurück. Die Meldung wurde wiederholt und nun wusste es auch Naard. Beide lagen sich still in den Armen. Die Deutschen waren auf dem Rückzug.

„Wollen wir es Katharina sagen oder ist es zu früh, was meinst du?“

„Die sind seit 11 Monaten dort unten, da wird es nicht auf eine Stunde ankommen. Lass uns auf das Tageslicht warten. Ich spreche gleich mit Mankes, vielleicht haben die es auch gehört. Kannst du sehen, ob bei Mankes schon Licht brennt?“

„Die schlafen noch.“

Sechs Uhr fünfzehn

Sergeant Dobson von der dritten amerikanischen Division der Alliierten war mit zwei Unteroffizieren in das scheinbar bereits von den Deutschen verlassene Amsterdam vorgerückt. Per Funk waren keine Zwischenfälle beim Vormarsch der Amerikaner nach Holland gemeldet worden. Der Fahrer des Jeeps hatte sich in den vielen kleinen Gässchen verfahren und suchte nun eine breite Straße, um sich wieder orientieren zu können. Er bog in den Gooiseweg ein und fuhr langsam an den schläfrigen Hausbooten vorbei. Die Ruhe an diesem Morgen lud zum Sightseeing ein.

Mieke duckte sich, als sie den Jeep aus der Ferne ankommen sah, behielt ihn aber durch das beschlagene Fenster der Steuerkabine im Auge. Die Soldaten trugen andere Mützen, bemerkte sie, und dann, als der Wagen sich auf Augenhöhe genähert hatte, sah sie die amerikanische Flagge an der Seite der Wagentür wie ein Freudenfeuer aufleuchten. Sie riss die Kabinentür auf, stieg draußen auf die Planen und rief:

„Halt, stopp, hey, anhalten!“

Naard eilte hinzu, griff ihre Schulter und zog sie zurück in die Steuerkabine. Der Jeep hielt und setzte zurück. Sergeant Dobson kurbelte das Fenster herunter.

„Was gibt's?“

Naard realisierte erst jetzt, dass es Amerikaner waren, die auf der anderen Straßenseite angehalten hatten. Er hielt Mieke fest am Arm und rief aus offener Tür:

„Sind wir frei?“

Sergeant Dobson, der erst seit zwei Wochen im Einsatz war und dem die Kämpfe beim Blitzangriff erspart geblieben waren, war zum Scherzen aufgelegt:

„Soweit ich sehen kann, ja.“

Freudestrahlen strich über Miekens Gesicht. Sie stakste die Treppen zu den Ladebunkern des Lastkahns hinunter, stolperte fast, riss zwei Klappen auf, schob einen Teppich beiseite, steckte eine Eisenstan-

ge in ein Loch und hebelte die Bodentür auf. Im Schummerschein einer Kerze schauten sie drei verängstigte Gesichter von unten aus einem dunklen Loch an. Erst jetzt merkte Mieke, dass ihre Hektik schrecklich für die drei Insassen der Dunkelkammer gewesen sein musste, denn sie konnten nicht wissen, dass jemand mit einer frohen Botschaft, statt mit dem Todesurteil nahte?

„Wir haben es geschafft“, rief sie Katharina zu, die mit ungläubigen Augen blinzelnd zu ihr hochsah. Die beiden Kinder hielten sich am Kleid ihrer Mutter fest, auch ihnen stand die Angst ins Gesicht geschrieben.

Katharina war Jüdin und bei einer Razzia der SA von ihrem Mann getrennt worden. Seitdem hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Sie und ihre Kinder konnten bei der Hausdurchsuchung der SA entkommen. Sie waren danach von Versteck zu Versteck gezogen, bis sie bei Mieke und Naard auf dem Kahn gelandet waren. Katharina und ihr Mann hatten ein Juweliergeschäft betrieben. Sie hatten sich rechtzeitig auf die Verfolgung durch die Nazis eingestellt. Gold und Schmuck wurde in kostbare Rohdiamanten und geschliffene Diamanten eingetauscht. Die waren viel leichter zu transportieren und darin steckte ein Vielfaches an Wert. Alles, was Katharina besaß, trug sie in der Seitentasche ihres einzigen Kleides, ein seidenes Säckchen voll mit erbsengroßen Diamanten. Ihr Mann hatte gesagt, dass sie damit ein Haus kaufen könne und noch genug für die Kinder bliebe.

Katharina kniff die Augen zusammen, als sie nach elf bitteren Monaten langsam die Leiter hochstieg und fahles Tageslicht in ihr Gesicht fiel. Sara und Kamal wichen nicht einen Schritt von ihrer Mutter. Draußen konnten sie Naard hören, wie er in seinem gebrochenen Englisch mit Sergeant Dobson sprach.

„Komm“, sagte Mieke lächelnd und winkte Katharina zu. „Die Deutschen sind weg. Da sind Amerikaner auf der Straße.“

Katharina fasste nach Miekies Arm. Mieke drehte sich um.

„Bist du ganz sicher?“

Katharina tränten die Augen vom Licht und vom aufkommenden Glück.

„Überzeug dich selbst.“ Mieke strahlte vor Freude. „Ich bin ja so froh, dass du endlich da raus darfst.“ Sie wandte sich an die Kinder, die sich immer noch krampfhaft am Kleid ihrer Mutter festhielten. „Kommt Kinder, wir gehen nach oben aufs Boot.“

Katharina umfasste das seidene Säckchen in der Tasche ihres Kleides und mit der anderen Hand hielt sie sich an den kalten Geländestangen der Stahltreppe fest. Dann erblickte sie die Umgebung im vollen Tageslicht. Naard winkte ihnen zu.

„Ihr habt es geschafft!“, rief er übermütig. „Es hat noch nie einen Nieselregen gegeben, der schöner war als dieser. Mit jedem Tröpfchen kommt der Himmel zu uns.“ Mieke fasste Katharinas Hand und zog sie hinter sich her über das schmale Stegbrett, das zur Straße führte.

Sechs Uhr fünfundzwanzig

Das Rattern von Maschinenpistolen ist nur ein Geräusch. Für den Nieselregen mag es sich wie ein Gewitter angehört haben. Für die zarten Sprosse der Sonnenblumen, die Mieke in ihre Blumentöpfe gepflanzt hatte und die sie mit viel Liebe pflegte, hörte sich das Rattern vielleicht wie das Moped an, das der Bäcker fuhr, wenn er samstags die Brötchen brachte. Aber für die Menschen, die auf dem Gooiseweg lebten, öffnete sich ein Höllentor.

Schmidt trat aus seiner Deckung und feuerte ohne Warnung auf die Gruppe der Leute am Schiff. Eine Häuserzeile weiter schossen seine Begleiter Schuster und Keller auf die beiden amerikanischen Soldaten, von denen einer der Länge nach auf die Straße fiel. Der andere konnte sich hinter dem Jeep verschanzen. Die grellen Schreie der Kinder durchschnitten das wütende Heulen der Pistolenkugeln beim Aufprall auf den eisernen Schiffsrumpf. Mieke sank zu Boden. Naard eilte zu ihr, ergriff ihren Arm, aber zu spät. Blut schoss aus ihrer Halsschlagader. Ein zweiter Schuss traf sie in den Unterleib. Sie krümmte sich vor Schmerzen. Naard kniete sich nieder, wollte sie ins Boot ziehen, als ihn ein Kopfschuss traf und er tot auf Mieke zusammenbrach. Keller rannte auf die Mitte der Straße. Der Amerikaner feuerte eine Salve Pistolenkugeln auf ihn ab. Keller hielt voll dagegen und dann kam Schmidt von der anderen Seite und erwischte den Amerikaner mit einem Schuss in den Rücken. Er fiel nieder aufs Gesicht. Keller war angeschossen. Er humpelte in Deckung.

Dobson hatte es bis zum Schiff geschafft und fand im Kabinenraum Schutz. Katharina und die Kinder rannten Hals über Kopf zum Bug des Kahns. Schmidt gab Schuster ein Zeichen, den sich auf dem Boden windenden Amerikaner, hinzurichten. Schuster hetzte zum Jeep und drückte ab. Der Amerikaner blutete aus seinen Rückenwunden und starb. Schmidt sah seine Chance gekommen, die Frau und die Kinder zu erschießen. Sobald Dobson seinen Kopf hob, schoss Schuster auf die Kabine und gab Schmidt Rückendeckung. Schmidt ballerte drauflos, Katharina fiel hin, ein Schuss hatte sie

ins Bein getroffen. Sara stolperte über ihre Mutter und Kamal blieb stehen und rührte sich nicht. Schmidt hatte keine Zeit zu verlieren. Leutnant Hesse hatte ihm eine Stunde gegeben. Dobson saß in der Hocke und starrte aus dem Frontfenster der Kabine. Die Sicht war schlecht. Er suchte nach einer Stange, um die Scheibe einzuschlagen. Schmidt war bis auf wenige Schritte an die Kinder und ihre Mutter herangekommen. Er stoppte, sah in Kamals Augen und dann ratterte die Maschinenpistole los. Kamal zuckte mehrmals, bevor sein kleiner Körper in die Mitte des Schiffes geschleudert wurde. Um Sara, die auf ihrer Mutter lag, sicher zu treffen, ging er zur Kaimauer vor und schoss dann auf das Knäul aus Mutter und Kind. Blut rann von dem kleinen Mädchenkörper auf das Kleid der Mutter. Um Dobson zu kriegen, hätten sie das Schiff stürmen müssen. Der konnte sich überall verbarrikadiert haben. Schmidt rief seine beiden Männer zurück. Keller kam angehumpelt. Schuster holte den Wagen und dann fuhren sie davon.

Dobson fühlte, wie der kalte Schweiß sein Gesicht benetzte. Sein Magen rebellierte. Einen Moment war es ihm, als könne er sich nicht aus seiner Körperstarre befreien aber vielleicht bestand noch Hoffnung, dass jemand überlebt hatte. Er musste sich zusammenreißen, um zu den drei reglosen Körpern am Bug des Schiffes zu gehen. Was immer er dort sehen würde, der Tod war mit dabei. Kamal lag in einer großen Blutlache. Dobson drehte ihn um und sah die Schusswunden in der Brust. Kamal war tot. Sara lag in den Armen ihrer Mutter. Katharina hatte sich umgedreht und Sara in ihre Arme geschlossen. Dobson fühlte Saras Schlagader. Kein Puls. Katharina blutete aus dem Mund. Sie hob ihre rechte Hand und streichelte Saras Kopf. In der anderen Hand hielt sie Dobson ein seidenes Säckchen entgegen. Mit letzter Kraft sagte sie: „Für die Kinder.“ Dann schloss sie die Augen. Dobson kniete vor den Toten. Er begann zu zittern, schlug die Hände vors Gesicht und wünschte sich an den entferntesten Ort der Erde.

Dezember 1945

Sergeant Dobson und zwei weitere amerikanische Offiziere befanden sich auf einer Kurierfahrt der alliierten Besatzungsmächte. Sie transportierten geheime Dokumente, die nicht auf dem Postweg verschickt werden sollten. Früh morgens hatten sie Berlin verlassen. In Hannover machten sie Station. Dort lieferten sie die Dokumente vom Hauptquartier in Berlin ab. Das war ihre letzte Amtshandlung. Danach sollte es direkt nach Frankfurt zum Abflug in die Staaten gehen. Die drei Offiziere hatten sich vor dieser gemeinsamen Fahrt noch nie gesehen. Auf ihren normalen Sold hatten sie einen gehörigen Aufschlag bekommen. Sie wurden noch am Morgen ihrer Abfahrt mit neuen Uniformen eingekleidet und persönlich vom Leiter ihrer Dienststelle, Major Campbell, verabschiedet.

An vielen Stellen behinderten Umleitungen ihre Weiterfahrt nach Frankfurt. Die Autobahnen waren teils unpassierbar, teils nur notdürftig repariert worden. So auch nachdem sie Münster hinter sich gelassen hatten. Eine Umleitung wies sie auf eine Landstraße Richtung Dülmen. Die Fahrt zog sich. Noch mindestens sechs Stunden bis Frankfurt. Ihr Flug ging erst am Abend des nächsten Tages, sodass sie sich nicht sorgen mussten. Kurz vor dem Dorf Buldern konnte Clifford, der am Steuer saß, plötzlich keine Gänge mehr einlegen.

„Ein Seilzug muss gerissen sein“, schnauzte er und schlug die Hände aufs Lenkrad, fluchte und ließ den Wagen ausrollen. Mit Hängen und Würgen legte er den ersten Gang ein und erreichte so den Marktplatz von Buldern. In der Dorfschänke „Zum Jägerhof“ brannte Licht. Es hatte geregnet. Im glänzenden Kopfsteinpflaster spiegelte sich der blasse Schein einer Straßenlaterne. Die Häuser wirkten verlassen, andere lagen in Schutt und Asche. Ruinen mit verkohlten Dachbalken ragten in einen grauen Himmel. Der Krieg hatte Buldern böse erwischt. Entfernt spielten einige Kinder Fußball.

„Ruhig Blut Junge“, sagte Dobson, „ich funk das nach Hannover. Die schicken einen neuen Wagen. Was meint ihr?“

„Ruf die Zentrale in Frankfurt an!“, brummte Clifford. „Die sind näher dran.“

Jackson, der dritte Mann, blieb gelassen, drehte sich eine Zigarette und nuschelte in Cliffords Richtung:

„Reg dich ab! Deine Frau läuft dir nicht weg. Kriechst du ihr eben ein paar Tage später zwischen die Beine.“

„Leck mich! Maggie hat den geilsten Arsch der Welt. Das kann nicht warten.“

Jackson zündete sich die Zigarette an, blies den Rauch in die Luft und wandte sich an Dobson.

„Was meinst du, lass uns dort im Wirtshaus was essen und dann sehen wir nach, ob es hier ein Bett für uns gibt?“

Clifford startete den Motor. Das Kupplungspedal gab kraftlos nach. Das Getriebe kreischte, als er den ersten Gang einlegte. Der Jeep ruckte nach vorn. Sie fuhren bis kurz vor die Dorfschänke. Clifford stellte den Motor ab und Dobson setzte sich mit dem Hauptquartier in Frankfurt in Verbindung und meldete den Vorfall. Sie würden in den frühen Morgenstunden abgeholt, hieß die gute Nachricht. Die schlechte stand vor ihnen. Ein heruntergekommenes Wirtshaus, das alles andere als einladend aussah. Außer den Militärclubs in Berlin hatten sie noch keine deutsche Kneipe von innen betreten. Clifford rümpfte die Nase, Dobson zog die Augenbrauen hoch und Jackson schnippte seinen Zigarettenstummel auf die Straße. Sie stiegen aus dem Wagen, der etwa 20 Meter vor dem großen Fenster zum Jägerhof geparkt war. Der Mond strahlte grell durch die Wolkenlöcher aus dem Grau des Himmels hervor, als wollte er in dieser Nacht die funzeligen Straßenlaternen beschämen. Ein Fahrrad lehnte vor dem Wirtshaus.

Der Winter 1945 war kalt, aber trocken, stiller als andere Winter und einsamer als die davor. Wegen der trockenen Tage hatten sie keine Plane über die Ladefläche des Jeeps gespannt. Koffer und Militärsäcke lagen flach nebeneinander oben auf. Ein Reservereifen füllte den restlichen Raum.

Dobson warf einen prüfenden Blick auf die Ladefläche. Er schüt-

telte den Kopf und atmete tief durch. Als sie morgens die neuen Uniformen anprobiert hatten, hatte er sicherheitshalber etwas Wichtiges in seinem Koffer verstaut, das er unbedingt wieder herausnehmen wollte, um es dicht am Körper zu tragen. Bisher hatte er keine Gelegenheit gefunden. Er entschied sich zu warten, bis klar war, wo sie ein Quartier finden würden.

Die Jungs hatten mit dem Fußballspielen aufgehört, als die uniformierten Männer die Treppe zum Jägerhof hochstampften. Das schäbige Gebäude wurde von einer alleinstehenden Frau namens Hannelore bewirtschaftet. Langsam traten die Jungs aus dem Dunkel hervor und bestaunten in respektvollem Abstand den Militärwagen.

Ein Mann, Anfang 20, schlurfte aus einem Seitengang des Gasthofes hervor. Die Jungs wichen vor ihm zurück. Dobson beobachtete die Szene von der Eingangtür aus. Er griff in seine Jacke, holte eine Schachtel Zigaretten hervor und rief den Mann zu sich. Als er auf einige Meter herangekommen war, warf er ihm die Schachtel zu.

„Pass auf das Auto auf!“, rief er. Der junge Mann schaute mienelos und nahm eine Zigarette aus der Packung. Dobson zögerte und sah in das Gesicht des Mannes, als er das Streichholz anzündete. Er kannte die leblosen Augen mancher Soldaten, die lange im Krieg gewesen waren. Dobson legte seine Stirn in Falten, spuckte auf den Boden und betrat die Gaststube.